

Bedingungen religiöser Sozialisation heute

Wahrnehmungen und Herausforderungen

1 Einleitung

Eine religiöse Sozialisation, insbesondere in der Familie, aber auch in den weiteren Sozialisationsinstanzen wie Kindergarten, Schule, Jugendgruppe und Gemeinde ist nach wie vor einer der entscheidenden Parameter für die Entwicklung und Entfaltung einer je eigenen Religiosität, religiösen Identität und etwaigen Gebundenheit an eine religiöse Gemeinschaft heutiger Menschen. Die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse seit den 60er Jahren haben zu massiven Veränderungen in den klassischen Sozialisationsinstanzen mit nicht zuletzt erheblichen Auswirkungen auf die Formen und Weisen der klassischen Weitergabe von Religion an die nächste Generation geführt. In dem Maße, wie sich religiöse Vorstellungen und Praxen bei vielen Menschen in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten individualisiert und privatisiert haben, stehen auch die Sozialisationskontexte des Religiösen immer wieder vor (neuen) Herausforderungen. Da Gesellschaften keine statischen Gebilde sind, sondern ständigen Veränderungs- und Wandlungsprozessen unterworfen sind, und weil das Gelingen religiöser Sozialisations- und Bildungsprozesse in besonderer Weise von Veränderungen der gesellschaftlichen wie religiös-kirchlichen Kontextbedingungen abhängt, sind diese sorgfältig wahrzunehmen und auf ihre Konsequenzen für die religiöse Bildung hin zu analysieren. Damit ist gleichzeitig das Anliegen der folgenden Überlegungen umschrieben.

Im Folgenden werden die für die religiöse Sozialisation Heranwachsender wichtigen Sozialisationskontexte der Familie, der Schule, hier mit Schwerpunkt auf der Entwicklung zur Ganztagsschule, und das Feld der Freizeit(-gestaltung) mit besonderem Augenmerk auf der Mediennutzung in ihren Veränderungen und damit möglichen Auswirkungen auf eine religiöse Sozialisation beleuchtet. Dabei ist die nachfolgend vorgenommene Trennung der einzelnen Kontexte eher eine analytische denn eine empirische, denn sie bedingen sich gegenseitig und wirken aufeinander ein. Deshalb wird auch die bedeutungsvolle Rolle der Peers für junge Menschen, die in allen drei Sozialisationskontexten von hoher Relevanz ist, im jeweiligen Kontext behandelt.

2 Familie (und Peers) als Sozialisationskontext

Die »Familie« erweist sich trotz aller Veränderungen, die sie in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, und aller Prognosen, die über sie erstellt wurden, als recht stabile Einheit, deren Bedeutung für die Sozialisation des Kindes und der Heranwachsenden nach wie vor nicht unterschätzt werden kann.¹ Obwohl mittlerweile mehr als ein Drittel aller Ehen geschieden werden und eine generelle Privatisierung individueller Lebensformen zu beobachten ist, ist die Familie für die meisten Heranwachsenden bis zum 18. Lebensjahr der zentrale Lebensort. Trotz insgesamt rückläufiger Entwicklung der traditionellen Familie wachsen 2012 immer noch 70,7% der Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahre bei verheirateten Ehepaaren auf, 9,4% leben mit nicht-verheirateten Paaren zusammen, und 19,9% leben mit einem alleinigen Erziehungsberechtigten zusammen. Insgesamt wächst die Zahl der nicht ehelichen Lebensformen langsam, aber stetig.²

Neben den Peers ist die Familie (wieder) mehr denn je ein wichtiger Ort für Heranwachsende, wo Aufgaben und Anforderungen der Pubertät und des Jugendalters vollzogen und/oder reflektiert und bewältigt werden. So stellt die eigene Herkunftsfamilie in den vergangenen Jahren eine deutlich gewachsene Ressource für die psychosoziale Entwicklung der Heranwachsenden dar.³ Der bis in die 80er Jahre immer wieder beschriebene und vielfach für die Prozesse der Adoleszenz, des Erwachsenwerdens und der Identitätsentwicklung notwendig erachtete Generations- und Ablösungskonflikt zwischen Eltern und Kindern und die damit verbundene Abwendung von den Eltern zugunsten einer Hinwendung zu den Peers findet in dieser Weise nicht mehr statt⁴, vielmehr stellen Eltern und Peers unterschiedliche, aber gleichwertige und nebeneinander stehende Ressourcen für die Bewältigungsaufgaben der Adoleszenz zur Verfügung.⁵ Der in bestimmter Hinsicht von Machtasymmetrien geprägten Eltern-Kind-Beziehung stellt die Peerbeziehung den Aspekt der Gleichrangigkeit entgegen, der Blutsverwandtschaft setzt sie das Moment der

1 Vgl. dazu auch die aej-Studie *Mike Corsa* und *Michael Freitag* (Hg.), *Lebensräume – Lebensträume*, Hannover 2008, 41–46.

2 Statistisches Bundesamt, *Mikrozensus 2012, Haushalte und Familien*.

3 Vgl. die 16. Shell-Jugendstudie: *Matthias Albert u.a.*, *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich*, Frankfurt 2010, 55–58.

4 Vgl. dazu *Jutta Ecarius, Marcel Eulenbacher, Thorsten Fuchs* und *Katharina Walgenbach*, *Jugend und Sozialisation*, Wiesbaden 2011.

5 Vgl. dazu *Hans Oswald*, *Sozialisation in Netzwerken Gleichaltriger*, in: *Klaus Hurrelmann, Matthias Grundmann* und *Sabine Walper* (Hg.), *Handbuch Sozialisationsforschung*, Weinheim 2008; *Anna Brake*, *Familie und Peers: zwei zentrale Sozialisationskontexte zwischen Rivalität und Komplementarität*, in: *Marius Harring, Oliver Böhm-Kasper, Carsten Rohlf* und *Christian Palentien* (Hg.), *Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanz*, Wiesbaden 2010, 385–405.

Auswahl, der Entscheidung und Freiwilligkeit gegenüber, die spezifisierten Rollen in der Eltern-Kind-Beziehung werden durch die Möglichkeit des wechselseitigen Aushandelns der Rollenerwartungen und Normen in den Beziehungen ergänzt.⁶ Dieser Prozess der familialen Ko-Konstruktion von sozialen und kulturellen Standards zeitigt eine eminente Bedeutung für die Autonomieentwicklung in der Jugendphase.⁷ Eltern werden dabei stärker für vertikale Fragestellungen wie diejenige nach der beruflichen Orientierung und Zukunftsplanung, Peers für die horizontalen Fragen der Freundschafts- und Partnerschaftsbeziehungen und ähnlicher Themen in Anspruch genommen. Diesen Entwicklungen korrespondieren die Wandlungen im Erziehungsstil und -konzept der letzten Jahrzehnte hin zur Verhandlungsfamilie, in der die Heranwachsenden mit zunehmendem Alter als gleichwertige und entsprechend rezipierte Gesprächs- und Verhandlungspartner wahrgenommen werden.⁸ Die Folge ist eine hohe Familienorientierung der Heranwachsenden sowohl mit Blick auf die Herkunftsfamilie als auch auf die (spätere) eigene Familie. Angesichts gesellschaftlicher Beschleunigungsprozesse wird die Herkunftsfamilie als Sicherheit gebender sozialer Ort erlebt. Aus diesem Grund erfährt der elterliche Erziehungsstil von den meisten Heranwachsenden hohe Anerkennung und qualifiziert sich somit zu einem Modell für die eigene künftige Familie.⁹ Dieser Befund gilt jedoch vor allem für Familien mit einem bestimmten Maß an sozialen und kommunikativen Kompetenzen wie auch materiellen Ressourcen und somit für Familie aus mittleren und oberen sozialen Schichten; für Angehörige materiell wie immateriell nicht so gut gestellter Schichten zeigen die Studien, dass die familiären Unterstützungsleistungen z.B. in Schulbildung und beruflicher Bildung schwächer ausfallen und dass Peerbeziehungen bei schwierigeren oder unharmonischen familiären Verhältnissen nach wie vor mehr als Alternative denn als Ergänzung wahrgenommen werden.¹⁰

Als Ort frühkindlicher religiöser Sozialisation kommt der Familie nach wie vor hohe Bedeutung zu, gleichzeitig ist – als Folge gesellschaftlicher und religiöser Veränderungsprozesse – kirchliche Bindung oder Praxis keine Selbstverständlichkeit mehr. Auch wenn die Familien entsprechend der Sinus-Studien nach wie vor eine wesentliche Ressource volks-

6 Vgl. Helmut Fend, *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*, Opladen 2003.

7 Vgl. James Youniss, *Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen*, in: Wolfgang Edelstein und Monika Keller (Hg.), *Perspektivität und Interpretation*, Frankfurt 1982, 78–109.

8 Vgl. Jutta Ecarius, *Jugend und Sozialisation 2010*, 582f. Michael Domsgen, *Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie*, Leipzig 2006.

9 Vgl. dazu ausführlicher die Befunde der Shell-Studie 2010, 57–59.

10 Vgl. Shell 2010 (s.o. Anm. 3), 55, die insgesamt 10% der befragten Jugendlichen der sozialen Unterschicht zuordnet und hier fast durchgängig signifikant zu anderen Ergebnissen als im so genannten »Mainstream« kommt.

kirchlicher Strukturen darstellen, ist für den Großteil der Familien eine Orientierung an kirchlich gebundene familiäre Riten und Praxen nicht mehr handlungsleitend.¹¹ Zwar steigt mit Gründung der Familie das Interesse an kirchlichen Festen und Passageriten, gleichzeitig werden diese aber autonom mit eigenen inhaltlichen Interpretationen versehen.¹² Zudem ist religiöse Sozialisation bei allen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen auch im 21. Jh. nach wie vor überwiegend Aufgabe der Mütter, gerade bei den Frauen haben sich jedoch Individualisierungsprozesse im Sinne von Freisetzungsprozessen in hohem Maße durchgesetzt. Weibliche Religiosität hat sich aufgrund dessen nicht nur in hohem Maße individualisiert, sondern vielfach auch von kirchlich-institutionellen Vorgaben emanzipiert. Die Emanzipation der Frau von klassischen Rollen, die ihr oftmals auch von der Kirche zugewiesen wurden, führt zu entscheidenden Veränderungen der eigenen religiösen Haltung mit Folgen für die religiöse Sozialisation: Religiöse Sozialisation wird nicht mehr zwingend als Einführung und Eingliederung in die Kirche und ihre institutionellen Regeln und Riten, oder in einen vornehmlich konfessionell gefassten Glauben verstanden. Ziel ist vielmehr die Erziehung zu einem eigenständigen und sich seiner selbst-bewussten Glauben, der zunächst einmal recht unabhängig von strukturellen und konfessionellen Vorgaben ist und der innerhalb der Kirche und ihrer Gemeinden gelebt werden kann, aber nicht unbedingt gelebt werden muss.¹³

Diese Entwicklung hängt nicht zuletzt mit den oben aufgezeigten Veränderungen in der familiären Erziehung zusammen, in der die Erziehung zu Selbständigkeit, Verantwortung und eigener Entscheidungsfähigkeit im Vordergrund steht. Insofern sich religiöse Praxis individualisiert und weniger durch die Normvorgaben des konfessionellen Milieus strukturiert wird, fällt auch die religiöse Praxis und Einstellung eines jeden einzelnen Familienmitglieds viel stärker ins Gewicht.¹⁴ Eltern möchten heute – wenn sie ihre Kinder religiös erziehen wollen – nach wie vor Religiosität und Glauben als Quelle einer gelungenen Lebensführung und als Halt in Krisensituationen des Lebens weitergeben. In diesem

11 Vgl. Statistik der EKD, Amtshandlungen <http://www.ekd.de/statistik/index.html> (abgerufen 04.10.2013), ferner Kirchliche Statistik 2012/13 (Arbeitshilfe 263), hg. von der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2013, 14–16.

12 Michael N. Ebertz, Heilige Familie? Die Herausbildung einer anderen Familienreligiosität, in: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Wie geht's der Familie? München 1988, 410.

13 Vgl. dazu die Studie von Stephanie Klein, Religiosität in der Familie. Ihre geschlechtsspezifische Ausprägung und Tradierung, in: Christoph Gellner (Hg.), Paar- und Familienwelten im Wandel. Neue Herausforderungen für Kirche und Pastoral, Zürich 2007, 63–84.

14 Vgl. dazu Stephanie Klein, Religiöse Erziehung in der Familie, in: Neues Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe, hg. von Gottfried Bitter u.a., München 2002, 295–300.

Sinne eröffnen sie ihren Kindern dann Zugang zur Gemeinde, wenn sie davon überzeugt sind, dass diese ihren Ansprüchen und Vorstellungen gerecht wird.

Dabei sind Familien durchaus religiös ansprechbar und religionsproduktive Orte, indem sie auch heute Ort von Sinngenerierung sind und ihre eigenen Ritualisierungen bis hin zu einer spezifischen Familienreligiosität ausbilden.¹⁵ Vor allem (religiöse) Rituale haben in Familien eine besondere Funktion und Bedeutung, da sie vielfach als ko-konstruktiver Prozess zwischen Kindern und Eltern konstruiert sind und zugleich in einem vielfach fragmentarisierten Alltag antistrukturale Momente und damit für die Familien Erfahrungen von Ganzheit zur Verfügung stellen.¹⁶ Rituale in Familien und Sinngenerierung sind nicht immer erkennbar religiös konnotiert, aber sie zielen auf für die frühkindliche Entwicklung unabdingbare Momente einer impliziten religiösen Sozialisation, die erst die Voraussetzung expliziter religiöser Sozialisation darstellt, wie z.B. unbedingten Angenommen- und Anerkannt-Seins, eine Transformation von Wirklichkeit; sie vermitteln eine bestimmte Einstellung zur Welt und zum Leben und schaffen eine Disposition für Erfahrungen, die ihrerseits eine Offenheit für religiöse Deutungen haben.¹⁷

Sozialisation als ko-konstruktiver Prozess macht in besonderer Weise auch darauf aufmerksam, wie sehr es gilt, die genuine Subjektivität des Kindes auch und gerade angesichts der asymmetrischen Beziehung ernst zu nehmen und im pädagogischen Handeln das Paradox zu antizipieren, dass ein auf die Herausbildung von Subjektivität setzendes intersubjektives pädagogisches Handeln »auf mehr setzen muss als das, worüber es [das Subjekt, JK] real verfügt.«¹⁸ Dies gilt nicht nur für Sozialisation im Allgemeinen, sondern für religiöse Sozialisation im Besonderen, denn unabhängig von expliziten spezifischen religiösen Gehalten steht in der religiösen Sozialisation die Achtung der Subjektivität und die Förderung der Eigenständigkeit und Selbstwerdung des Kindes im Zentrum. Darüber hinaus gilt es, den gesamten Mikrokosmos der Familie zu berücksichtigen und dabei auch im Blick zu haben, dass Familien in unterschiedlichem Maße in unterschiedliche gesellschaftliche Teilsysteme

15 Vgl. Norbert Mette, Art. Familie, in: Lexikon der Religionspädagogik, hg. von Folkert Rickers und Norbert Mette, Neukirchen-Vluyn 2001, Bd. 1, 542–548, 545.

16 Vgl. Christoph Morgenthaler, Abendrituale. Tradition und Innovation in jungen Familien, Stuttgart 2011, vgl. auch die weiteren Ergebnisse des Forschungsprojekts »Rituale und Ritualisierungen in Familien: Religiöse Dimensionen und intergenerationale Bezüge« des Instituts für Praktische Theologie in Bern; dazu: Maurice Baumann und Roland Hauri (Hg.), Weihnachten – Familienritual zwischen Tradition und Kreativität, Stuttgart 2008; Christoph Müller, Taufe als Lebensperspektive, Stuttgart 2010; Kurt Schori, Kinder in Familienritualen, Stuttgart 2009.

17 Vgl. Norbert Mette, Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung, Düsseldorf 1983, v.a. 228–274.

18 Helmut Peukert, Tradition und Transformation. Zu einer pädagogischen Theorie der Überlieferung, in: Religionspädagogische Beiträge 1987, 16–34, 31f.

vernetzt sind. Das bedeutet: Für religiöse Sozialisationsprozesse sind neben den individuellen Religiositätsstilen auch die jeweiligen Umweltvernetzungen der Familie zu berücksichtigen.¹⁹

Dieser Befund zur Bedeutung religiöser Sozialisation als solcher ist deshalb von erheblicher Relevanz, weil die religiöse Sozialisation nach wie vor den entscheidenden Weg der Tradierung des Religiösen darstellt. Nicht nur binnenkirchlich, auch soziologisch hat die Sozialisationshypothese die höchste Evidenz. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand auch im Erwachsenenalter religiös praktizierend ist, ist in hohem Maße von der selbst erlebten religiösen Sozialisation abhängig. Die Chancen für eine auch im Erwachsenenalter institutionell gebundene religiöse Praxis gründen vor allem in den beiden Faktoren des regelmäßigen Kirchgangs der Eltern und in der Teilnahme an einer kirchlichen Jugendgruppe des Heranwachsenden.²⁰ Allerdings relativiert sich dieser Einfluss im Erwachsenenalter zugunsten des Ehepartners bzw. der -partnerin, da es in Partnerschaften eine nicht unerhebliche Kohärenzneigung gibt, die Bestrebungen befördert, die eigenen (religiösen) Überzeugungen mit denen des Partners bzw. der Partnerin in Einklang zu bringen. Als wichtiges Element sozialer Abstützung erweist sich auch der Freundeskreis und die soziale Kommunikation über religiöse Themen, womit den Peers neben der Primärfamilie eine wichtige Rolle in der horizontalen Abstützung zukommt. Kirchlich Aktive kommunizieren deutlich mehr über religiöse Themen als geringer Verbundene. Diese Ergebnisse bedeuten aber auch, dass institutionell gebundene Religiosität für ihre Weitergabe eine dichte Kommunikation unter Gleichgesinnten und eine intergenerationelle Abstützung benötigt.

3 Sozialisationskontext (Ganztags-)Schule

Neben der Familie gilt die Schule als eine der wesentlichen Sozialisationsinstanzen. Insbesondere die von bildungspolitischer Seite initiierte Umstellung auf die Ganztagsschule wirft Fragen nach den Rückwirkungen dieser Entscheidung auf andere Sozialisationskontexte wie Familie, Peerbeziehungen und Freizeit, aber auch auf Gemeinde und vor allem Jugendverbände auf. Die Einführung der Ganztagsschule berührt die auch von Seiten der Kirche diskutierte Frage nach dem Verhältnis von elterlichem Erziehungsrecht und staatlichem Anspruch in Fragen der Bildung und Erziehung.²¹ Erste Ergebnisse zu Untersuchungen von Ganztagsschulen zeigen weniger gravierende Veränderungen auf als vielleicht von manchen befürchtet. So deuten die bisherigen Entwicklun-

19 Vgl. *Morgenthaler*, Abendrituale (s.o. Anm. 16), 54ff.

20 Vgl. *Jörg Stolz*, Religion und Sozialstruktur, in: *Roland J. Campiche*, Die zwei Gesichter der Religion. Faszination und Entzauberung, Zürich 2004, 53–88, 71ff.

21 Vgl. *engagement* Heft 3/2010; *aej-Studie* 2008 (s.o. Anm. 1).

gen nicht darauf hin, dass die Ganztagschule die familiären Beziehungen verändert oder aber die gemeinsamen Aktivitäten und Unternehmungen in der Familie eingeschränkt würden.²² Ähnliches gilt auch für die Peerbeziehungen; mindestens in den bisherigen Studien zeichnen sich hinsichtlich der Quantität, Veränderungen und Wechsel derselben keine signifikanten Unterschiede zwischen Halbtagschule und Ganztagschule ab. Vielmehr scheinen die Peerbeziehungen, die im Kontext der Ganztagschule geschlossen werden, stabiler und durch größere wechselseitige Hilfe und Unterstützung geprägt zu sein.²³ Der durch die Schule ermöglichte unmittelbare Peerbezug spielt gerade angesichts der Zunahme der Ein-Kind-Familien und damit des Wegfalls von Geschwistern eine wichtige Rolle. Insbesondere aber scheint die Ganztagschule das mit ihr intendierte bildungspolitische Ziel einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, insbesondere für Frauen zu erreichen. Ferner kommt sie vor allem bildungsferneren Familien mit »kulturell niedrigerem Kapital« deutlich entgegen, denn diese fühlen sich durch die Ganztagschule deutlich unterstützt. Ein solcher Befund entspricht damit auch dem diakonischen Anspruch des (Religions-)Unterrichts, wie ihn bereits die Würzburger Synode formulierte, und der gegenwärtig in vielen – auch kirchlichen – Kontexten geforderten Überwindung der durch die Herkunftsfamilie bedingten sozialen Ungleichheit.

Dass der Ausbau des Ganztagschulbereichs eine noch stärkere Institutionalisierung der Freizeiträume von Kindern und Jugendlichen und damit eine Reduzierung der Möglichkeit von Sozialisations- und Bildungsprozessen ohne die Anwesenheit von Erwachsenen bedeutet, kann angesichts der inzwischen doch durch vielfältige organisierte Betätigungen der Kinder und Jugendlichen, die nicht zu Unrecht zur Rede von der Terminkindheit führen, nicht unbedingt bestätigt werden.²⁴ Nichtsdestotrotz zeigt dies den Bedarf an Erhaltung, Pflege und Ausbau der im Kontext von Schule bestehenden unorganisierten Freiräume für Peerbeziehungen und Freizeitgestaltung. Darin liegt auch eine große Chance für die kirchlichen Jugendverbände, die Heranwachsenden zu erreichen und gleichzeitig zwar institutionalisierte, aber dennoch freie Räume zur Entfaltung und zur Freizeitbetätigung anzubieten. Diese Frage wird zurzeit unter Berücksichtigung des Aspekts, wie kirchliche Jugendverbände ihr

22 Ivo Züchner, Familie und Schule. Neujustierung des Verhältnisses durch den Ausbau von Ganztagschulen? in: Regina Soremski, Michael Urban und Andreas Lange (Hg.), Familie, Peers und Ganztagschule, Weinheim 2011, 59–76.

23 Vgl. Maria v. Salisch und Rimma Kanevski, Stabilität und Wandel der Peer-Netzwerke von Jugendlichen in Ganztagschulen und Halbtagschulen, in: Soremski, Peers (s.o. Anm. 22), 183–204. Der Bedeutung von Peerbeziehungen im Kontext der Ganztagschule als auch den Implikationen auf theoretischer Ebene kann hier nicht weiter nachgegangen werden.

24 Vgl. Burkhard Fuhs, Kindheit und mediatisierte Freizeitkultur, in: Heinz-Hermann Krüger und Cathleen Grunert (Hg.), Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung, Weinheim 2010, 711–726, 717.

christliches Profil in der öffentlichen Schule als ein offenes Angebot für alle Schülerinnen und Schüler einbringen können, intensiv diskutiert.²⁵ Analoge Überlegungen werden auch in Hinblick auf katechetische Angebote angestellt, zur Debatte steht z.B., ob die Kommunion-, Firm- oder Konfirmandenarbeit in die Ganztagsschule zu integrieren ist oder ob durch die Loslösung von Gemeinde problematische inhaltliche Transformationen zu befürchten sind. Neben kritischen Einschätzungen wird die Ausweitung außerunterrichtlicher religiöser Bildungsangebote im Ganztagsbereich auch als große Chance wahrgenommen. Verbunden mit der Hoffnung, neue Interessenten und Mitglieder, besonders aus bisher nicht erreichten Milieus, zu gewinnen, setzt man darauf, Schüler und Schülerinnen mit religiöser Praxis in Kontakt zu bringen und religiöse Erfahrungsräume zu ermöglichen, die sonst, wie die Debatte um den performativen Religionsunterricht zeigt, erst mühsam inszeniert werden müssten.²⁶ Die Chance religiöser Bildungsangebote im Ganztagsbereich bestünde in der Ermöglichung religiöser Wahrnehmungen und Erfahrungen, die früher lediglich im Raum von Gemeinde erlebbar waren und derzeit im Unterricht (probehalber) inszeniert oder vermittelt werden sollen.²⁷

4 Freizeit und Medien als Sozialisationskontext

Bei allen Veränderungen im Bildungsbereich und der beruflichen Tätigkeit Jugendlicher hat der Anteil der Freizeit, der Heranwachsenden zur Verfügung steht, in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich zugenommen. Auch die finanzielle Ausstattung der Heranwachsenden war nie so gut wie heute, wobei hier allerdings die deutlich ins Gewicht fallenden sozialen Unterschiede zu berücksichtigen sind.²⁸ Freizeit stellt gerade für den Bereich der Peerbeziehungen einen wesentlichen Ort der Sozialisation dar, sie ist aber auch als Ort informeller Bildungsprozesse nicht zu unterschätzen.²⁹ Dabei ist die Bedeutung von Medien insgesamt

25 Vgl. exemplarisch *BDKJ LV-Oldenburg* (Hg.), Kooperation von Jugendarbeit und Schule. Grundlagen, Bedingungen, Ziele, Chancen, Praxis, Vechta 2003, 1–23.

26 Vgl. ebd. 11.

27 Vgl. *Michael Domsgen*, Die Ganztagsschule – eine Herausforderung für die Religionspädagogik, in: *ZPT* 57 (2005), 118–128, 121; Vgl. ferner eine erste empirische Untersuchung zu religiösen Angeboten an Ganztagschulen in NRW, *Claudia Gärtner und Judith Könemann*, Religion and All-Day Schools: Impact of All-Day Schools on the Systems of School and Religion, in: *Journal for Empirical Theology* 26 (2013), 1–24.

28 Vgl. *Werner Thole*, Jugend, Freizeit, Medien und Kultur, in: *Krüger/Grunert*, Handbuch (s.o. Anm. 24), 727–764 ferner auch die Shell-Studie 2010 (s.o. Anm. 3), 81–96.

29 Vgl. dazu *Marius Harring*, Freizeit, Bildung und Peers – informelle Lernprozesse im Kontext heterogener Freizeitwelten und Peer-Interaktionen Jugendlicher, in: *Harring u.a.*, Freundschaften (s.o. Anm. 5), 21–59.

und insbesondere jene von PC, Handy, Internet und sozialen Netzwerken als mittlerweile eigener Sozialisationsinstanz sowohl in den formalen wie informellen Sozialisations- und Bildungsbereichen in hohem Maße gestiegen³⁰, ohne die die Pflege und Aktualisierung der Peerbeziehungen für Heranwachsende kaum noch denkbar ist.³¹ Medien dienen in umfassendem Maße der Informationsbeschaffung, über Handy und die sozialen Netzwerke werden die Beziehungen generiert, gepflegt und organisiert. Gleichzeitig besteht ein ausgesprochen enger Zusammenhang zwischen der »face to face«-Kommunikation und der medial vermittelten Kommunikation, in dem sie z.B. in der Organisation von Verabredungen und Treffen unmittelbar aufeinander bezogen sind. Besonderer Stellenwert kommt hier den sozialen Netzwerken zu, über die Kontakte angebahnt werden, etwa wenn Vorinformationen über eine bestimmte Person, die man kennengelernt hat oder kennenlernen möchte, eingeholt werden. Sie fungieren auch als »Türöffner für die Gestaltung neuer Sozialbeziehungen«³², wovon insbesondere eher schüchterne Jugendliche zu profitieren scheinen. So scheint beispielsweise durch die Intensität des Gebrauchs der Plattform Facebook das Sozialkapital von Studierenden signifikant zu steigen.³³ Entgegen den geäußerten Befürchtungen, durch die sozialen Internetforen wie überhaupt durch die modernen Medien würden die sozialen Beziehungen und der direkte Kontakt zwischen Heranwachsenden verarmen, stellen jüngere Studien fest, dass sich »offline«- und »online«-Kommunikation komplementär zueinander verhalten und nicht wechselseitig substituiert werden. Isolation und Exklusion drohen somit weniger den Nutzern, sondern eher denjenigen, die von diesen Kommunikationsmitteln abgeschnitten sind.³⁴ Der tägliche Kontakt zu ihren Freunden ist für Jugendliche nach wie vor äußerst wichtig und wird nicht medial ersetzt.³⁵ Ferner kann nicht davon ausgegangen werden, dass andere Freizeitaktivitäten durch die modernen Kommunikationsmittel gänzlich ins Hintertreffen geraten, immer noch ist das Lesen von Büchern für jeden zweiten Jugendlichen (55%), allerdings mit einem deutlichen Gendergap bei 65% Mädchen und 45% Jungen, (sehr) wichtig.³⁶

30 Vgl. dazu JRP 28: Gott googeln. Multimedia und Religion, Neukirchen-Vluyn 2012. Die dort festgehaltenen Ergebnisse zu Mediennutzung und Umgang mit Medien sollen hier nicht wiederholt werden.

31 Vgl. Henrike Friedrichs und Uwe Sanders, Peers und Medien – die Bedeutung von Medien für den Kommunikations- und Sozialisationsprozess im Kontext von Peerbeziehungen, in: Harring u.a., Freundschaften (s.o. Anm. 5), 284–307.

32 Vgl. ebd., 297.

33 Vgl. Lampe/Steiner 2008, zitiert nach ebd., 297.

34 Vgl. ebd., 298.

35 Für über 80% der Jugendlichen steht das häufige Treffen mit Freunden an erster Stelle der non-medialen Freizeitaktivitäten, an zweiter Stelle steht Sport und an dritter Stelle stehen Unternehmungen mit der Familie, vgl. Jugend, Information, Multi-Media (JIM)-Studie 2012, hg. vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest, 9.

36 Vgl. 14.

Obgleich die sozialen Netzwerke einen hohen Stellenwert einnehmen, erfolgt die Organisation der privaten Kontakte überwiegend telefonisch, per SMS oder E-Mail.³⁷ Trotz dieser Befunde zur Bedeutung von modernen Kommunikationsmitteln dürfen deren Gefahren nicht geleugnet werden, so z.B. die Aufgabe der Privatsphäre in sozialen Netzwerken, Cyber-Mobbing oder auch sexuelle Belästigungen. Auch wenn das Bewusstsein der Jugendlichen für diese Gefahren zunimmt und viele Jugendliche ihre Privatsphäre in den sozialen Netzwerken (besser) schützen, bleibt die Entwicklung der Medienkompetenz eine zentrale Aufgabe.³⁸

Mit Blick auf die Vermittlung Medienkompetenz gilt, dass die technische Medienkompetenz in der Regel innerhalb der Peergroup vermittelt wird, mit Blick auf die Erziehenden und Lehrenden werden folgende Fragen relevant: Wie sind sie als Erziehende und Lehrende in der Lage, angesichts der unterschiedlichen Medienpraxis Kinder und Heranwachsende zum Nachdenken über sich selbst, als Mediennutzer, die Medien ihren Nutzen und Gefahren, die Lernmöglichkeiten mittels (neuer) Medien anzustiften, was wird überhaupt als Medien wahrgenommen? Dazu ist unabdingbar in kritischer Selbstreflexion zu prüfen, wie der eigene Zugang und die eigene Haltung zu modernen Medien ist. Ist diese eher affirmativ-affin oder kritisch ablehnend, wird das einen Einfluss darauf haben, wie Kindern und Heranwachsenden Kompetenz im Umgang mit Medien vermittelt wird.

5 Schluss

Für die Religionspädagogik und die Kirchen bedeuten diese Entwicklungen, dass eine zugewandte Stabilität für Heranwachsende einen wichtigen Bezugspunkt in einer sonst anforderungsreichen und schnellen Veränderungsprozessen unterliegenden Umwelt darstellt. Diesen finden sie in ihren Familien, aber insbesondere auch in den kirchlichen Sozialisationsagenturen wie Gemeinde und Jugendverband, wenn sich deren Verantwortliche nicht rückwärtsgewandt, aber auch nicht zu jugendkulturell affirmativ als »personales Angebot« zur Verfügung stellen.

Des Weiteren stellt die intensive Nutzung des Internets vor neue Herausforderungen insofern, als dieses Medium eine eigene, virtuelle Wirklichkeit ausbildet.³⁹ Hier ist gerade im Kontext religiöser Bildung, die sich ja auf Sinndeutungen bezieht, für die der Rekurs auf ein Absolutes konsti-

37 Vgl. *Friedrichs/Sanders*, Peers (s.o. Anm. 31), 290.

38 Vgl. *JIM* (s.o. Anm. 35), 44; immerhin 87 % aller Nutzer aktivieren die Privacy Option, nur 3% hinterlegen die eigene Telefonnummer und 6% veröffentlichen intime Informationen wie Tagebücher.

39 Dies gilt natürlich noch mehr für den Bereich des Web 2.0, der hier nicht aufgegriffen werden kann.

tativ ist, darüber zu reflektieren, welchen Status diese Realitäten sowie die Erfahrungen, die in ihnen gemacht werden, besitzen, und wie sich Wahrnehmung dadurch verändert. Damit ist auch die Bedeutung der vielfältigen Kommunikationsformen für die Identitätsentwicklung der Heranwachsenden angesprochen, denn das Internet stellt durch die Identifikation mit dort gefundenen Rollenvorbildern, durch die Selbstwahrnehmung und -darstellung wie auch durch die Fremdwahrnehmung in den verschiedenen Kommunikationsformen und -foren etc. unendlich viele Möglichkeiten der Kommunikation zur Verfügung. Dennoch bleibt zu fragen, welche (Aus-)Wirkungen diese Kommunikation in unterschiedlichen virtuellen Kontexten und die intensive Internetnutzung auf die Entwicklung des Selbst und die dafür notwendigen Aushandlungsprozesse zwischen Selbst und Umwelt hat.

Und schließlich ist darauf hinzuweisen, dass der Bildungsbereich, gerade weil er in unserer Gesellschaft immer mehr an Bedeutung gewonnen hat, für die kirchlichen Jugendverbände ein bislang ungeahntes Potential dafür bietet, in einem weitgehend institutionalisierten Kontext dennoch Freiräume der (Selbst-)Entfaltung anzubieten und zu ermöglichen. Geschieht dies ohne Rekrutierungs- und Missionierungsabsicht, kann es gelingen, dass hier die befreiende Kraft des Evangeliums erfahrbar wird. Das gilt vor allem für den Ganztagsbereich, da dort noch mehr als in anderen Feldern das religiöse Engagement, z.B. kirchlicher Jugendverbände, mit einem klar diakonisch ausgerichteten Engagement verknüpft werden kann – und so kann auch die Reich-Gottes-Botschaft Jesu und damit die Mitte des christlichen Glaubens im Kontext von Bildung als lebensstauglich und lebensnah zum Tragen kommen.

Dr. Judith Könemann ist Professorin für Religionspädagogik und Bildungsforschung am Institut für Katholische Theologie und ihre Didaktik der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster/Westfalen.